

Bespprechungen

Siegfried J. Schmidt

Geschichten und Diskurse

Mit einem Vorwort von Josef Mitterer

Berlin: LIT Verlag, 2. Auf., 2017. – 169 S.

ISBN 978-3-643-13603-9

Siegfried J. Schmidt

Konstruktivismus auf dem Weg

Hamburg: Shoebox House Verlag, 2017. – 216 S.

ISBN 978-3-941120-24-2

Er schreibt und schreibt und schreibt ... Nein, Siegfried J. Schmidt ist nicht mit dem scheinbar unverwüstlichen VW-Käfer aus dem bekannten, ähnlich lautenden Werbeslogan zu vergleichen. Denn eine solche Popularität ist diesem herausragenden Intellektuellen nicht vergönnt – oder doch eher erspart? – geblieben. Bemerkenswert sind die Kontinuität, Originalität und Sorgfalt seiner Publikationstätigkeit über Jahrzehnte hinweg und auch noch nach seiner Emeritierung 2006. Zwei aktuelle Publikationen sollen hier besprochen werden: zuerst die Neuauflage des 2003 erstmals erschienenen Buches „Geschichten und Diskurse“. Der im Rowohlt Verlag mittlerweile nicht mehr verfügbare Titel ist 2017 im LIT-Verlag wiederaufgelegt worden.

Bemerkenswert sind drei Aspekte: Zum Ersten hat Schmidt auf den damaligen Untertitel „Abschied vom Konstruktivismus“ verzichtet, der seinerzeit für viele Missverständnisse gesorgt hat, weil auch Wissenschaftler nicht immer Ironie verstehen können. Zum Zweiten ist dem ursprünglichen Vorwort von Mike Sandbothe ein weiteres, schwungvolles und engagiertes Vorwort von Josef Mitterer vorangestellt worden. Dies zeugt von Konsequenz, denn mit dem Band hat Schmidt seinerzeit die Kritik von Mitterer aufgegriffen, wonach der Konstruktivismus nur das Verhältnis von Subjekt und Objekt umdrehe, aber den Dualismus selbst nicht in Frage stelle. Schmidts theoretische Publikationen kann man als permanente Arbeit verstehen, den Konstruktivismus weiterzuentwickeln, zu entontologisieren und auch jeglicher Erstarrung oder Dogmatik, wie sie typisch sind für alle „ismen“ in einem späteren Stadium, zu entledigen. Mitterer würdigt diesen Anti-Fundamentalismus, für den seine nicht-dualisierende Philosophie ebenfalls steht.

Zum Dritten hat Schmidt ein Nachwort verfasst, in dem er möglichen Missverständnissen, insbesondere zum Kontingenzbegriff, entgegentritt. Hierzu hatte Schmidt zwischenzeitlich weitere Publikationen vorgelegt, die den vorgelegten Ansatz weiterentwickeln.

Grundlegend für Schmidts Ansatz ist die aus der Hegelschen Dialektik übernommene Prozesslogik von Setzung und Voraussetzung, die gleichermaßen zu systemischen Selbstorganisationstheorien passt und insofern multipel anschlussfähig ist. Was immer wir tun, ist eine „Setzung“, und jede Setzung macht mindestens eine „Voraussetzung“. Dieser Mechanismus konstituiert sich im Vollzug selbst, sodass Voraussetzung und Setzung keine Gegensätze, sondern strikt komplementär zu denken sind. Dieser scheinbar einfache Beginn hat reichhaltige Konsequenzen: „Draw a distinction and a world comes into being“, hat der Logiker George Spencer Brown diese Theoriebautechnik seinerzeit genannt. Einige dieser Konsequenzen sind die Kontingenz, Selektivität und Reflexivität (Selbstanwendung) von Erfahrungen, Entscheidungen, Kommunikationen, Handlungen. Im Unterschied zu Hegel folgt Schmidt nicht der Dialektik, sondern der Distinktionslogik, die übrigens leichter formalisierbar ist, wenn man diese Ambition hat. Jedenfalls kann man Wirklichkeitsmodelle und Kulturprogramme einer Gesellschaft mit dieser Logik sehr gut beschreiben, wie Schmidt in den folgenden Kapiteln ausführt.

Der Titel des Buchs stammt aus der zweidimensionalen Betrachtung der Sozialisation: Geschichten aus der individuellen Dimension und Diskurse aus der kommunikativen Dimension. Selbstverständlich sind diese beiden Dimensionen wiederum strikt komplementär und autokonstitutiv; sie verweisen also immer wieder auf sich zurück und benötigen keinen externen Halt wie „die“ Realität. Beide Konzepte sind hier folglich viel abstrakter angelegt, als wir es üblich handhaben: Geschichte(n) bezeichnet den Zusammenhang unserer (bisherigen) Handlungen, Diskurs(e) den Zusammenhang unserer Kommunikationen. Damit haben sich die üblichen Kritikpunkte am Konstruktivismus erledigt: Er ist keine reine kognitive Beobachtertheorie, sondern eine die Körperlichkeit, das Geistige wie das Soziale einschließende Theorie. Es handelt sich nicht um eine Beobachterontologie, welche den Beobachter zur analytischen Letztkategorie erklärt, sondern um einen systemischen Selbstorganisationsmechanismus (wenn man den Begriff Mechanismus nicht auf den technischen Aspekt reduziert): Die beobachtende Instanz, die kein indi-

viduelles Bewusstsein sein muss, konstituiert sich im Prozess des Beobachtens von etwas als beobachtende Instanz; es gibt folglich kein Anfang oder Ende. Kausalität ist demnach eine nachvollziehbare, aber stark reduzierte Anschauung auf soziale Prozesse als gerichtete Beziehung zwischen voneinander unabhängigen Variablen, und sie ist vor allem beobachter- und beobachtungsabhängig.

Ebenfalls vom Tisch ist die vielkritisierte – wie ich finde vermeintliche – Einseitigkeit der Luhmannschen Makroperspektive. Schmidt lässt sich nicht auf eine Gegenüberstellung von Handlungs- und Systemtheorie ein, sondern behandelt auch diese als strikt komplementär. Der von ihm verwendete Kunstbegriff des Aktanten soll vermeiden, dass die handelnde Instanz (Person/Subjekt/Individuum, Organisation/soziales Gebilde) als solche ontologisiert wird. Von Aktanten kann man nicht vorgängig sprechen, sondern erst im Prozess der Handlung und der Kommunikation. Aktanten sind folglich auch keine Reduktion und Zuschreibungsadresse aus der Perspektive der Kommunikation (wie bei Luhmann). Ebenfalls nicht mehr haltbar ist der alte Vorwurf des Idealismus an den Konstruktivismus, denn das Materielle und das Ideelle sind gleichermaßen dem Setzungs-Voraussetzungs-Mechanismus unterworfen. Kurzum: Die bekannten Dualismen, Dichotomien, Antagonismen werden nicht einfach ignoriert, aber mit Hilfe der beschriebenen Logik und Theorie erklärt. (Diese Formulierung würde ich der Hegelschen dialektischen Denkweise, sie seien in ihr „aufgehoben“, vorziehen.)

Schmidt dekliniert seine Theorie in Bezug auf Identität, Moral und Wahrheit durch. Selbstredend können problemlos die Aspekte der Macht oder der Technik, um nur zwei Beispiele zu nennen, in die Theorie eingebaut werden. Sie werden an mehreren Stellen thematisiert (z. B. S. 150f.), wnnegleich sie leider keine eigenen Kapitel bekommen (was übrigens keine Geringschätzung ihrer Relevanz impliziert). Man muss eben ein wenig mehr von Schmidt lesen, um auch noch über die Konsequenzen für die vielfältigen Anwendungsgebiete zu erfahren. Insbesondere die Medien scheinen in diesem Grundlagenwerk zu kurz zu kommen, aber die Übertragung auf eine von Schmidt so bezeichnete Medienkulturwissenschaft ist offensichtlich, denn die Medien wirken konstitutiv am Wirklichkeitsmodell und am Kulturprogramm mit: Beides ist ohne die Medien nicht zu haben. Somit ist die Theorie Schmidts sowohl an die Kulturwissenschaften als auch an die Sozialwissenschaften problemlos anschließbar.

Sie erfordert aber ein abstrakteres Denkniveau, als es die Kommunikationswissenschaft üblicherweise pflegt, sowie die Bereitschaft, sich auf die neuartige Perspektive einzulassen. Gezwungen zu sein, permanent über die Voraussetzungen des eigenen Denkens nachzudenken, befreit ungemein.

Dem Entwicklungscharakter einer Theorie trägt auch das zweite zu besprechende Buch mit dem Titel „Konstruktivismus auf dem Wege“ Rechnung. In den drei Teilen beschäftigt sich Schmidt mit dem Konstruktivismus selbst sowie mit dessen Anwendungen in Medienkulturgesellschaften und in den Bereichen Literatur und Kunst. Der Band besteht aus zwei Originalbeiträgen, sieben überarbeiteten Fassungen bereits anderweitig publizierter Artikel sowie aus fünf Verschriftlichungen von bisher nur als Manuskript vorliegenden Vorträgen. Die Beiträge sind so zusammengestellt, dass die Entwicklung des Konstruktivismus und seiner Anwendung auf verschiedene Felder deutlich wird.

Bemerkenswert sind neben der inhaltlichen Originalität und Gründlichkeit auch der Stil und die Art der Auseinandersetzung: Wahrscheinlich hat sich kaum ein Konstruktivist so intensiv mit Einwänden gegen und Kritik am Konstruktivismus auseinandergesetzt. Dabei ging es Schmidt nie um Letztbegründungen des Konstruktivismus, weil diese immer von Abwehrhaltungen und Dogmatisierung begleitet werden, sondern um den Diskurs und den Prozess. Deshalb wurden auch etliche konstruktivistische Positionen modifiziert, revidiert oder in eine andere Richtung entwickelt. Geradezu beneidenswert finde ich die Geduld, die Schmidt gegenüber dem vermeintlichen Neuen Realismus aufbringt. Immerhin ist das betreffende Kapitel das einzige mit einem leicht ironischen Unterton, sonst wäre es wohl nicht auszuhalten gewesen, diesen Unsinn ernsthaft zu korrigieren. Selbst in dieser Auseinandersetzung dominiert das Diskursangebot, wo ungeduldigere Geister längst zu beißender Polemik übergegangen wären oder den Ansatz schlicht ignoriert hätten.

Die Anwendungen des Konstruktivismus im zweiten und dritten Teil sind alles andere als mechanistische deduktive Ableitungen. Immer wieder sucht Schmidt die Anknüpfungspunkte mit dem jeweiligen Forschungsstand und vor allem mit anderen Theorieansätzen (etwa mit den Cultural Studies). Dadurch wird deutlich, dass Konstruktivismus nicht über allem drübersteht, sondern sich in bestehende Diskurse einbringt und diese gegebenenfalls bereichert; eine feindliche Übernahme ist dabei keine Op-

tion. Diese inklusive statt exklusive Haltung ist bei ambitionierten Theoretikern alles andere als selbstverständlich. Wir sollten uns vielleicht angewöhnen, Theorien nicht als voneinander abgeschottet und als einander entgegengesetzt darzustellen, wie das oft in Lehrbüchern der Einfachheit halber praktiziert wird, sondern ihre Entwicklung und die Andockpunkte an jeweils andere Theorien stärker in den Mittelpunkt zu stellen.

An einigen Stellen geraten die Anwendungen etwas zu kurz, etwa in Bezug auf Corporate Social Responsibility und die Moralisierung der Unternehmenskommunikation. Im Gegensatz dazu lassen die Ausführungen zur Lernkultur an Anwendungsbezug nichts zu wünschen übrig. Nimmt man sie ernst, müsste man die Ergebnisse von Lehrveranstaltungsevaluationen ziemlich anders interpretieren als die banale, weil monokausale Rechnung aufzumachen, dass der Lernerfolg von Studierenden hauptsächlich von der Performance der Lehrenden abhängt.

Die Auswahl der vorliegenden Aufsätze ist subjektiv: Schmidt will seinen Konstruktivismus auf dem Wege nachzeichnen (nicht: seinen Weg zum Konstruktivismus!). Die Kontingenz dieser Auswahl muss man also einfach hinnehmen; ihr Sinn ist weniger die Kohärenz der Themen als die der Denkbewegung. Die thematische Vielfalt ist natürlich eine Zumutung für im Rahmen *einer* Disziplin arbeitende Wissenschaftler, aber man kann sich auch einzelne Kapitel herausuchen und andere links liegen lassen. Einem herausragenden Konstruktivistin sozusagen beim Denken bzw. beim Schreiben über die Schulter zu schauen, ist intellektuell bereichernd und oft auch unterhaltsam. Das Buch präsentiert sich also als eine Denk- und Argumentationsübung – nicht das Geringste, woran und worüber man sich erfreuen kann.

Armin Scholl

Sarah Geber

Wie Meinungsführer Meinung kommunizieren

Meinungsführerschaft in der politischen Alltagskommunikation

Köln: Halem. 2017. – 341 S.

ISBN 978-3-86962-257-6

(Zugl.: Hannover, Hochschule für Musik, Theater und Medien, Diss. 2016)

In ihrer Dissertation aus dem Jahr 2016 untersucht Sarah Geber Meinungsführerschaft in po-

litischen Alltagsgesprächen. Sie wurde mit dem Herbert von Halem-Nachwuchspreis 2015 ausgezeichnet, woran der Forschungsgegenstand und die verwendete Methode vermutlich großen Anteil hatten.

Aus bisherigen Studien ist bekannt, welche personenbezogenen Faktoren eine Meinungsführerschaft begünstigen und welche besonderen Eigenschaften Meinungsführer aufweisen. Auch wo Meinungsführer im Kommunikationsnetzwerk zu verorten sind, wurde vielfach analysiert. Wie jedoch der konkrete Beeinflussungsprozess in der Kommunikation verläuft, in dem Meinungsführer ihre Wirkung ausüben, wurde noch nicht hinreichend untersucht – wohl auch, weil zu diesem Zweck die tatsächliche interpersonelle Kommunikation analysiert werden muss, was methodisch komplex und aufwändig ist.

Diese Lücke will die vorliegende Dissertation füllen. Die besondere Stärke der Untersuchung liegt in ihrer Methodenkombination: Sie ergänzt eine Gesprächsbeobachtung unter Laborbedingungen zu einem politischen Thema – Einwanderung in Deutschland – mit einer Vor- und Nachbefragung. Die Beobachtung der tatsächlichen Kommunikation wird in der Meinungsführerforschung oft als optimale Methode genannt, da so der Beeinflussungsprozess direkt nachvollzogen werden kann. Vielfach bleibt es, anders als in dieser Untersuchung, jedoch bei dem Desiderat. So vernachlässigt ein großer Teil der bisherigen Meinungsführerforschung die interaktionale Perspektive und konzentriert sich auf die Untersuchung der Meinungsführer, die zudem oft auch nur durch Selbsteinschätzung identifiziert werden.

In Gebers Untersuchung hingegen werden beide Kommunikationspartner bzw. die Dyade in Interaktion untersucht, was einen anderen Blick auf den Forschungsgegenstand ermöglicht. Dementsprechend ist ihr Meinungsführer-Konzept relational und kommunikativ – Meinungsführerschaft beruht zwar auch auf persönlicher Disposition, entsteht jedoch erst situativ in der Kommunikationsbeziehung zum Meinungsfolger. Um Abstufungen auf dieser relationalen Dimension zu untersuchen, entwickelt sie den Begriff des „Meinungsführervorsprungs“.

Dieser Logik folgend ist Meinungsführerschaft keine besondere Eigenschaft einzelner Personen, sondern in jeder Kommunikationsbeziehung zu finden, sodass das Merkmal in ihrer Stichprobe normalverteilt ist – an dieser Stelle zeigt sich ein Bruch mit früheren Annahmen, dass nur ein kleiner Teil der Bevölkerung als Meinungsführer fungiert. Die Prämisse, dass

es in jeder Kommunikationsdyade einen Meinungsführer und einen Folger gibt, kann man kritisch sehen – und auch empirisch zeigt sich, dass es auch „Austauscher“-Beziehungen gibt, in denen diese Rollenverteilung nicht zutrifft. So werden in Gebers Analyse bei den Meinungsführern vermutlich auch einige Personen einbezogen, die im klassischen Sinne keine Meinungsführer sind.

Mit ihrer Methode umschiffet die Untersuchung jedoch andere Probleme der Meinungsführerforschung, denn zur Identifikation der Meinungsführer kombiniert sie die Selbstwahrnehmung (erfragt mit einer angepassten Childers-Skala in der Vorbefragung) mit einem Abgleich der Fremdwahrnehmung (aus der Nachbefragung zum konkreten Gespräch). Auch die Trennung zwischen Meinung und Information als Untersuchungsgegenstand ist gelungen, die Weitergabe von Informationen ist ausdrücklich ausgeklammert. Stattdessen geht es um die Kommunikationsprozesse auf der Inhalts- und Beziehungsebene.

Zur Beantwortung der Frage, wie genau der Beeinflussungsprozess auf der letzteren Ebene funktioniert, integriert Geber Ansätze der (Sozial-)Psychologie und Linguistik. Allerdings überzeugt die Einbindung des „face“-Konzepts nicht direkt, weil zu viele Varianten davon vorgestellt werden.

In Gebers Untersuchung zeigen sich Unterschiede zwischen relativen Meinungsführern und -folgern vor allem auf der inhaltlichen Ebene: Meinungsführer bringen eher als Folger Argumente für ihre Meinung vor, und sie führen politische Alltagsgespräche insgesamt etwas zielgerichteter. Infolgedessen beeinflussen sie eher als Andere die Meinung ihrer Gesprächspartner – allerdings ist dieser nachweisbare Effekt auf die Meinung so gering, dass ihn die Autorin treffend als „Moment der Irritation“ statt als tatsächliche Änderung der Meinung einordnet. Meinungsführer selbst werden durch das Gespräch eher in ihrer Meinung und ihrer Selbstwahrnehmung als Meinungsführer bestärkt. Je ausgeprägter der „Meinungsführervorsprung“, desto deutlicher erfüllen beide Gesprächspartner ihre kommunikative Rolle als Meinungsführer und -folger.

In Bezug auf die Kommunikationsstrategien zeigen sich keine Unterschiede, da alle Probanden großen Wert darauf legen, das Gesicht ihres Gesprächspartners zu wahren und auch entgegengesetzte Ansichten zuzulassen. Somit spielen Gesichtsgefährdungen keine Rolle, und offene Meinungsverschiedenheiten sind sehr selten, was auf eine harmoniebetonte politische Gesprächskultur hindeutet. Dieses Ergebnis

könnte allerdings auch dadurch hervorgerufen worden sein, dass in dieser Untersuchung die analysierten Dyaden aus Freunden und Bekannten bestehen, wie die Autorin selbst einschränkt – unter weniger vertrauten Gesprächspartnern zeigen sich möglicherweise andere Kommunikationsmuster.

Das Buch ist insgesamt stringent und gut lesbar geschrieben, das Thema leicht fassbar. Es bestätigt sich: Meinungsführerschaft ist ein gesellschaftlich relevantes, alltägliches Phänomen, wenn auch mit einer geringeren Bedeutung als ursprünglich angenommen. Gebers Ergebnisse zeigen, dass Meinungsführer sehr subtil und vor allem auf inhaltlicher Ebene Wirkungen hervorrufen.

Fenja De Silva-Schmidt

Jessica Heesen (Hrsg.)

Handbuch Medien- und Informationsethik

Stuttgart: Metzler, 2016. – 378 S.

ISBN 978-3-476-02557-9

Die Herausgeberin Jessica Heesen leitet die Nachwuchsforschungsgruppe „Medienethik in interdisziplinärer Perspektive“ am Internationalen Zentrum für Ethik in den Wissenschaften (IZEW) der Universität Tübingen und beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit normativen Grundlagen der Netzkommunikation im Internet.

Ihr interdisziplinär ausgerichtetes Handbuch mit Beiträgen aus zahlreichen unterschiedlichen Fachrichtungen stellt 48 zentrale Schlüsselbegriffe der Kommunikations- und Medienethik vor. Der Band widmet sich der Aufgabe, „die wichtigsten Elemente aus dem Spektrum der Medien- und Informationsethik aufzuzeigen und gleichzeitig einen Überblick über die thematischen Zusammenhänge und spezifischen Forschungszugänge zu geben“ (S. 7). Dabei werden die Probleme und Spannungsfelder zwischen Ideal- und Praxisnormen ebenso problematisiert wie der aktuelle Diskussionsstand des jeweiligen Forschungsfeldes.

Das Untersuchungsspektrum reicht von Kontexten (u. a. Medienphilosophie, Mediensoziologie, Technikethik) über Leitwerte (u. a. Freiheit, Wahrheit, Verantwortung) bis hin zu informationstechnischen Herausforderungen (u. a. Algorithmen, Computerspiele, Cyberkriminalität), die allein auf knapp 100 Seiten erörtert werden. Ethische Einzeldiskurse widmen sich u. a. der Bildethik (Inga Tappe), der PR-Ethik (Günter Bentele) und der Werbeethik

(Nina Köberer) sowie der Ethik der TV-Unterhaltung (Alexander Filipovic).

Das Kapitel zur Mediensteuerung verweist neben freiwilliger Medienregulierung (Ingrid Stapf) auch auf juristische Sanktionsmöglichkeiten durch das Medienrecht (Thomas Vesting) und die vorgegebenen Funktionsaufträge des Rundfunks (Patrick Donges).

Das Buch zeigt auch die zunehmende Konvergenz zwischen der Medien- und Informationsethik durch die fortschreitende Digitalisierung auf. Es erläutert normative Bezüge in der Mediensoziologie (Michael Jäckel) und Medienphilosophie (Stefan Münkler) und verdeutlicht die Relevanz ethischer Reflexion in der Medien- und Kommunikationswissenschaft. Neben Leitwerten auf der Idealebene finden sich auch konkrete Forderungen z. B. nach Transparenz für die Medienpraxis.

Originär normativ ausgerichtete Schlüsselbegriffe werden ebenso behandelt wie auch Zusammenhänge im Rahmen der Medienstrukturen aufgezeigt. Es wird u. a. in den Beiträgen zur Qualität im Journalismus (Marlis Prinzing), zum Agenda Setting (Saskia Sell) und zum Nachrichtenwert (Patrick Weber) deutlich, dass die Berichterstattung sich nicht nur an den Kriterien der Aufklärung, Kontrolle und Kritik orientiert, sondern auch kommerzielle Interessen der Aufmerksamkeitsökonomie unter Konkurrenz- und Marktbedingungen folgt. Gerade in den besonders für den investigativen Journalismus schwierigen Zeiten ist es wichtig, Kriterien für ethische Standards zu benennen und Finanzierungsmodelle zu entwickeln, damit die Medienberichterstattung ihren wichtigen Aufgaben in der Demokratie nachkommen kann. Die Sachzwänge eingebetteter Journalisten (Marc Sehr) im Rahmen der Kriegsberichterstattung werden hierbei ebenso dargelegt wie die Schwierigkeiten des anwaltschaftlichen Journalismus (Klaus-Dieter Altmeyen) und des Quellenschutzes (Marie-Theres Tinnefeld).

Darüber hinaus werden aber auch die klassischen Problemfelder in Bezug auf die Inhalte skizziert. Die Mechanismen und Ausprägungen der Propaganda (Guido Zurstiege) in unterschiedlichen Kontexten und Medien werden ebenso dargelegt wie medienethische Perspektiven auf Ungleichheiten im Abschnitt über die Diskriminierung (Ricarda Drüeke). Die potenzielle Wirkung von Gewaltdarstellungen (Petra Grimm) und Pornographie (Doris Allhutter) in unterschiedlichen Medien und die daraus resultierende normative Bewertung ist neben Ausführungen zur Privatsphäre (Petra Grimm und Hans Krahe) ein weiterer Gegenstand des Handbuchs.

Am innovativsten sind die Beiträge des Handbuchs zur Überwachung und daraus resultierenden Herausforderungen für die ethische Urteilsbildung, Reflexion und weitere Forschung. Der Text über das Recht auf informationelle Selbstbestimmung (Silke Jandt) tangiert auch rechtliche Aspekte. Besonders interessant ist der Aufsatz von Nele Heise, die sich mit den normativen Aspekten von Algorithmen auseinandergesetzt hat. Die von der Autorin entwickelten Grundzüge einer Algorithmen-Ethik umfassen Grundsätze wie Fairness und Gerechtigkeit. Es geht ebenso um die Entwicklung sozialer Verantwortung und Transparenz wie um normative Konzepte der Informations- und Meinungsvielfalt. Darüber hinaus sind auch juristische Fragen zum Datenschutz, zum Medienkonzentrations- und Wettbewerbsrecht sowie zur Selbstregulierung relevant.

Hieran knüpfen auch die Ausführungen zu Big Data von Philipp Richter an, der zahlreiche normative Aspekte anspricht. Hier geht es u. a. um die Auseinandersetzung mit der informationellen Selbstbestimmung, der Handlungs- und Willensfreiheit, der Gleichbehandlung und der Menschenwürde.

Der Band stellt durch die Auswahl der Schlüsselbegriffe eine gelungene Mischung zwischen abstrakten Postulaten und wertorientierter Medienpraxis dar. Alle Texte liefern einen fundierten Einstieg in die jeweiligen normativen Diskursfelder. Jeder Beitrag enthält zudem zusätzliche Literaturhinweise. Das Personen- und Sachregister trägt zusätzlich dazu bei, dass das Handbuch gut als Nachschlagewerk genutzt werden kann.

Jessica Heesen hat mit dem Sammelband ein wichtiges Standardwerk vorgelegt, das wertvolle Impulse für die Forschung und Lehre gibt. Es wird deutlich, dass der Untersuchungsgegenstand der Medien- und Informationsethik inzwischen weit über die rein journalistische Ethik hinausgeht und nicht mehr nur auf die Analyse von Medienskandalen reduziert werden kann. Besonders positiv zu bewerten ist die gründliche Analyse und Bewertung der informationstechnischen Herausforderungen. Insofern ist die Lektüre des Handbuchs Medien- und Informationsethik ohne Einschränkung zu empfehlen.

Christian Schicha

Lion König

Cultural Citizenship in India

Politics, Power, and Media

Oxford: Oxford University Press, 2016. – 352 S.

ISBN 978-0-1994-6631-3

Lion Königs „Cultural Citizenship in India: Politics, Power, and Media“ nimmt man gerne in die Hand. Oxford University Press, wo es erschienen ist, veröffentlicht noch fadengebundene Hardcover-Bücher, hier mit rotem Rücken und einem vielfarbigen Titelbild. Die verschiedenen Elemente des Bildes symbolisieren jene Konzepte, mit denen der Autor sich beschäftigt: Medien und Journalismus, die indische Demokratie, Exklusion und Teilhabe von Bürger_innen, Zensur und freie Meinungsäußerung. Auch sprachlich ist die auf der Dissertation des Autors fußende Monographie dem etwas lockeren angloamerikanischen Wissenschaftsstil verpflichtet. König forscht als DFG Postdoctoral-Fellow am St. Anthony's College in Oxford. Er hat Politikwissenschaft in Edinburgh und Heidelberg studiert und sich mehrfach zu längeren Forschungsaufenthalten in Indien aufgehalten.

Der Band ist einem interdisziplinären Ansatz verpflichtet, indem er Citizenship/Staatsbürgerschaft in der Schnittmenge von Staat und Gesellschaft verortet, die Grenzen von Kultur und Politik ausloten und Brücken zwischen Politikwissenschaften, Cultural Studies und Kommunikationswissenschaft bauen will. Dem wird der Band zwar nicht zur Gänze, aber doch weitgehend gerecht. Worum es zentral geht, ist der Einleitung zu entnehmen: „Both citizenship, with its derivate ‘cultural citizenship’ and censorship, which constitute the central analytical categories of the book, are considered the outcomes of processes of ‘cultural flow’.“ (S. 2) Hier verankert König seine Darlegungen fest in den Cultural Studies, indem er die Nation als *Imagined Community* definiert und Williams' Kulturbegriff zugrunde legt. Das erste Kapitel plädiert dann in einer eher basalen Diskussion für eine „soft political science“ und die Einbeziehung auch quantitativer Studien in die Cultural Studies.

Dem Konzept des *Cultural Flow*, das König als zentrales Interface zwischen Political Science und Cultural Studies sieht, ist das zweite Kapitel gewidmet. Seine wissenschaftliche Genese sowie verwandte Begriffe (etwa transkulturelle Prozesse oder transnationale Entwicklungen) werden ausführlich diskutiert, um dann *Citizenship* als *Cultural Flow* und *Cultu-*

ral Citizenship als Produkt eines *Conceptual Flow* zu bestimmen.

Im Kontext Indiens wird deutlich, dass Staatsbürgerschaft nicht nur gleiche Rechte beinhaltet, sondern zugleich auf der Anerkennung von Unterschieden zwischen ethnischen Gruppen und deren Legitimität beruht. Am Beispiel der kulturellen Verknüpfungen zwischen Europa und Indien zeigt König, dass Staatsbürgerschaft und Kultur beides Ergebnisse von *vertikalen* (v. a. durch das Kolonialsystem herbeigeführten) und *horizontalen* (etwa durch Reisen bedingten) *Cultural Flows* sind und im Konzept einer *Cultural Citizenship* zusammengeführt werden.

Damit ist der Weg bereitet, um im Kapitel 3 die Bewegung „from citizenship to cultural citizenship“ nachzuzeichnen. König diskutiert die Ursprünge von *Citizenship* in Athen und Rom, wobei er insbesondere die Bedeutung von Kunst und Kultur für die Entwicklung ihrer Demokratien hervorhebt, und zeichnet über diese historischen Ausgangspunkte die aktuellen Debatten nach. Kritisch verweist er – Bezugnehmend auf die Arbeiten des Politikwissenschaftlers und Südostasien-Experten Subrata K. Mitra – auf die Schwachstellen eines *Citizenship*-Konzepts, das auf Westeuropa fokussiert bleibt. So fußt die indische Demokratie im Unterschied zu den westeuropäischen darauf, dass die verschiedenen ethnischen und religiösen Gruppen darin angemessen repräsentiert sind. Auch wenn König diesen Schluss nicht direkt zieht, so könnte das ein interessantes Modell für die Gestaltung der neuen europäischen Migrationsgesellschaften sein. Jedenfalls wird deutlich: „Citizenship, like culture, is not universal, but context-dependent. This context-dependency of course defies a general theorization and a universal model of cultural citizenship across time and space“ (S.150).

Im vierten Kapitel löst König dann sein Versprechen ein und diskutiert die Verbindungen zwischen *Citizenship* und „censorship“. Das Konzept entfaltet er vielfältig als institutionelle oder informelle Zensur, als Zensur, die zu Exklusionen führt oder im Gegenteil Inklusion und Vielfalt erst gewährleistet. Dabei argumentiert der Autor für die Bedeutung des Staates als Instanz einer Zensur, die selbsternannten Zensoren im Namen von Minderheiteninteressen Einhalt gebietet, und verdeutlicht seine Überlegungen u. a. an der Verbannung von Büchern aus dem Lehrplan der Mumbai Universität auf Veranlassung einer Hindu-Minderheit. Das sind spannende Überlegungen, allerdings haben sie mich nicht gänzlich davon überzeugt, dass „censorship“ ein Konzept ist, das unab-

dingbar an Citizenship und Cultural Citizenship gebunden ist bzw. auf derselben Bedeutungsebene wie diese liegt.

Das abschließende Kapitel beschäftigt sich zentral mit der Bedeutung von Medien und Kommunikation für Cultural Citizenship, auf die insbesondere in der deutschsprachigen Diskussion des Konzepts hingewiesen wurde. Dabei diskutiert König zum einen die Bedeutung und Entwicklung audiovisueller Medien in Indien für die Nationenbildung, zum anderen stellt er beispielhaft den Beitrag einer alternativen indischen Comicserie zur politischen Debatte vor, die gegen Diskriminierungen minorisierter Gruppen Stellung bezieht und damit Teilhabe und Ermächtigung forciert. Die Bedeutung und Rolle der Medien für die Verwirklichung von Citizenship-Rechten wird hier sehr deutlich.

Im letzten Teil des Kapitels fragt König nach Möglichkeiten, Cultural Citizenship zu quantifizieren – eine interessante Frage, die auf Basis der diskutierten Surveys aber (noch) nicht befriedigend gelöst wird.

Zusammenfassend handelt es sich um einen Band, der für all jene instruktiv ist, die sich mit demokratischer Öffentlichkeit und der Rolle von Kultur und Medien für die Verwirklichung von Citizenship beschäftigen. König zeigt, wie fruchtbar es sein kann, den kommunikationswissenschaftlichen Blick über den westeuropäischen oder anglo-amerikanischen Tellerrand hinaus zu erweitern.

Elisabeth Klaus

Lucy Küng

Strategic Management in the Media

Theory to Practice

Los Angeles et al.: Sage, 2017. 2nd edition. – 237 S.

ISBN 978-1-4739-2949-4

Mit dem Buch *Strategic Management in the Media. Theory to Practice*, welches im November 2016 bereits in zweiter Auflage erschienen ist, legt Lucy Küng ein angesehenes Kompendium von Grundkonzepten des strategischen Managements von Medienunternehmen vor.

Lag der Fokus der ersten Auflage noch auf dem Phänomen der „Medienkonvergenz“ und damit einem eher diffusen, schwer greifbaren Prozess der Veränderung in den Medien insgesamt, stellt Küng nun die unendlich ausfaltbare Frage nach der Bedeutung von strategischem Denken für insbesondere das strategische Technologie- und Innovationsmanagement als Trei-

ber der Veränderung in und von Medienorganisationen.

Damit wird klar, dass Küng von einer zentralen Herausforderung bedrängt wird: Wie kann kreatives Medienmanagement von heute mit dem pausenlosen und disruptiven Wandel richtig umgehen? Welcher Schlachtplan ist notwendig, wenn sich die gesamte ökonomische Welt in großen Teilen neu ordnet und der „digitale Tsunami“ unaufhaltsam auf eine Medienbranche trifft, welche gerade nachhaltig in Struktur und Form verändert wird?

Wie Küng richtig meint, kommt Strategie hier eine Schlüsselfunktion zu: Sie definiert die grundsätzliche, langfristige Verhaltensweise der Unternehmung und relevanter Teilbereiche gegenüber ihrer Umwelt zur Verwirklichung der langfristigen Ziele, und gibt Regeln und Instrumente in die Hand, deren Beachtung die Wahrscheinlichkeit für das Auftreten eines gewünschten Ereignisses erhöhen können. Strategie ist also das Management von Zukunft.

Küng ist ein intellektueller Mut zu eigen, der seinesgleichen sucht. Denn schon in der Einleitung versucht sie eine Standortbestimmung darüber, was Medienmanagement gegenwärtig als Wissenschaftsdisziplin leisten müsste, um als ernsthaft anerkannt zu werden. Folgt man Küng, ist Medienmanagement als Fach in der Pflicht, eine Brücke zwischen den theoretischen Ansätzen des Managements im Allgemeinen und den spezifischen Herausforderungen und Besonderheiten der Medienindustrie zu bauen (S. 3).

Nimmt man dieses Erkenntnisziel als Ausgangspunkt, wird deutlich, dass Strategisches Management als ein geeignetes Feld erscheinen muss, weil es eine Anzahl an kreativen Konzepten und Werkzeugen zur Verfügung stellt, welche diese Herausforderungen bewältigen können. Gleichwohl bleibt ein solches Unterfangen schwierig, da es der Forschungsgemeinschaft des Medienmanagements bislang an Einheitsbemühungen zum Thema Strategie gefehlt hat.

Nimmt man Küngs Buch zur Hilfe, kann man sich jedoch des Eindrucks nicht erwehren, dass hier konzeptionelle Vielfalt vor disziplinärem Ordnungsbewusstsein steht. Zu viele Ansätze werden aneinandergereiht, und da bekannt ist, dass der Diskurs des Strategischen Managements als Königsdisziplin der Betriebswirtschaftslehre selbst in der Erklärungskrise steckt, fällt es schwer, an die „Disziplinierungsfähigkeit“ des Themas insgesamt zu glauben.

Auf der positiven Seite steht, dass der Anspruch dieses Buches nicht darin liegt, einen vollständigen Überblick über das sehr hetero-

gene Forschungsfeld zu geben. Stattdessen orientiert sich Küngs Analyse von Forschungsansätzen daran, sowohl einen fundierten Überblick über unterschiedliche (fachdisziplinäre) Perspektiven auf Strategie und Unternehmensführung zu geben als auch Ansätze herauszuarbeiten, die sich speziell für die Beschreibung und Untersuchung von Medienstrategien eignen. Diese teilt Küng in „rationalistische“, „adaptive“ und „interpretative“ Ansätze ein (Kap. 3). So kann der Leser je nach gewünschtem Fokus (z. B. Analysen der Wettbewerbsumgebung, Prozesse und Strukturen der Organisation oder Kultur und Wahrnehmung von Veränderungen) einen strategischen Ansatz wählen, der bestimmte ausgewählte Elemente in den Vordergrund stellt. Eine durchaus gelungene Methode.

Durch die Verbindung von Strategie und Führung legt das Buch darüber hinaus einen Fokus auf die strategischen Antworten gegenüber technologischem Wandel (Kap. 4), dem Ausbau der kreativen Ressourcen und der Innovationsfähigkeit der Unternehmen und Mitarbeiter (Kap. 5), der Organisationskultur und ihrem Management (Kap. 6) sowie den Strukturen und Prozessen von lokalen und internationalen Medienorganisationen (Kap. 7). Alte und neue Medienorganisationen bzw. Player in den Medienmärkten nutzen diesbezüglich ja unterschiedliche Ansätze. Während etablierte Medienorganisationen den Fokus auf eine gesteigerte Innovationsfähigkeit und die Integration von neuen Technologien legen, nutzen die neuen digitalen Giganten wie Apple, Google oder Amazon eher klassische Strategien in Bezug auf Ressourcen und Skaleneffekte. Diese empirische Diskrepanz offenbart hier den Wert klassischer Theorien und Konzepte. Somit ist das Buch auch Spiegelbild einer komplexen Medienlandschaft, in der sich „opportunistisches, taktisches Verhalten und ein Fokus auf Innovationsprojekte“ mit „langzeitlichen, old-school Strategien“ paaren (S. xvi).

Ein weiterer Fokus liegt auf der Darstellung verschiedener Ansätze zum Thema Unternehmensführung (Kap. 8). Küng präsentiert bewährte Theorien, wie z. B. den auf Fähigkeiten basierten „traits approach“, den verhaltensbasierten „style approach“ oder „situative“, also kontingenzorientierte Ansätze der Führung. Diese sind wichtig, weil Führung aufgrund der vielfältigen Veränderungsprozesse in der heutigen Medienlandschaft eine Schlüsselrolle einnimmt. Gleichwohl fehlt auch hier eine kritische Aufklärung und Diskussion über aktuellere Leadership-Theorien, welche einen reflexiven Umgang mit den aktuellen Herausforderungen ermöglichen würde (Alvesson et al., 2017). So gewinnt der Leser nur einen cursori-schen Überblick; theoretische und praktische Relevanz des jeweiligen Führungsansatzes werden nicht hinterfragt.

Ein methodischer Hinweis zum Schluss: Strategisches Management (der Medien) setzt gerne auf Fallbeispiele. Hier sind diese mehrheitlich didaktisch konstruiert und nicht sui generis aus dem betrieblichen Leben gegriffen. Ratsam wäre es, Modelle des Strategischen Managements (wie STEEPLED, das Wertekette-Modell nach Porter, Porter's 5-Kräfte Industrieanalyse, das ressourcenbasierte Strategie-modell etc.) nicht nur anzusprechen, sondern auch im Detail auszuführen. Dies hätte die Qualität der angebotenen Mini-Fallstudien sowohl mit Innenansichten aus der Medienpraxis (qualitative Befragungen von Führungskräften) als auch mit Anreicherungen in Form von faktenbasierten Fallstudienanalysen verbessert. Denn diese sind gerade ein wichtiges Kommunikationsmittel zur bildhaften Erklärung der ansonsten rein theoretischen Modelle des Strategischen Managements, sie bereichern, sind einprägsam und leiten wissenschaftliche Aufmerksamkeit und Diskussion. Studierende des strategischen Medienmanagements wäre damit ein höhere Lern- und Wiedererkennungswert geboten.

Paul Murschetz & Sven-Ove Horst

Literatur

Alvesson, Mats; Blom, Martin; Sveningsson, Stefan (2017): *Reflexive Leadership: Organising in an Imperfect World*. London: Sage.

Dominik J. Leiner

Stabilität öffentlicher Meinung

Wie der Charakter einer Streitfrage den Einfluss der Medien begrenzt

Wiesbaden: Springer VS, 2016. – 281 S.

ISBN 978-3-658-12284-3

(Zugl.: München, Univ., Diss., 2015)

Mit seiner Dissertation legt Dominik J. Leiner eine empirische Forschungsarbeit vor, die im Bereich der öffentlichen Meinung eine komplexe Verknüpfung aus Inhaltsanalyse, Befragung und Sekundäranalyse versucht. Seine Arbeit umfasst überraschenderweise nur drei Kapitel, keine eigene Einleitung und kein eigenes Schlusskapitel und einen 90-seitigen Anhang, der durch die Umschließung mit dem Literaturverzeichnis als Kapitel 4 seltsam innerhalb

der Arbeit positioniert ist. Damit ist der Textteil inkl. 23 Tabellen und 14 Abbildungen nur 163 Seiten lang. Diese Formalia sind deswegen erwähnenswert, weil sie die Gewichtung der verschiedenen Abschnitte bzw. Arbeitsschritte widerzuspiegeln scheinen, wie in der Folge noch deutlich wird.

Kapitel 1 widmet sich neben der dann doch erfolgreichen Einleitung auf knapp 50 Seiten der Theoriearbeit zur Definition von „Themen“ und deren Abgrenzung von Ereignissen, zu öffentlicher und individueller Meinung, inklusive Einwürfen zu Agenda-Setting, Framing, kognitiver Dissonanz, Kultivierungsforschung, Schweigespirale, und interessanterweise exklusive einer Behandlung von Nachrichtenwertforschung (trotz Nennung als moderierender Themeneigenschaft, die ja gerade untersucht werden sollte auf S. 25), die im Schlussteil als fruchtbarer Ausblick präsentiert wird.

Man müsste im Rahmen einer ausführlichen Rezension eines schlechten Buchs eigentlich auf alle diese Bereiche eingehen. Exemplarisch und in die Tiefe wird hier die völlig unzureichende Begriffsbestimmung des „Themas“ herausgegriffen – auch aus Gründen der Expertise des Verfassers dieser Rezension: Im einleitenden Unterkapitel wird der Begriff zum ersten Mal bestimmt und dies mit Luhmanns Werk über die Realität der Massenmedien (1996) und angeblich S. 176: „Die Geschichten, welche die Nachrichtenmeldungen der Medienberichterstattung strukturieren und zugleich die Einordnung selbiger erleichtern, werden gemeinhin [sic!] als Themen bezeichnet“ (S. 1-2). Erstens ist für eine wissenschaftliche Arbeit nicht von primärem Interesse, was gemeinhin unter einem Begriff verstanden wird, spannender wäre, was in der Kommunikationswissenschaft unter dem Begriff verstanden wird, und am besten würde deutlich, was in der vorliegenden Arbeit unter „Thema“ subsumiert wird und was nicht. Zweitens erfolgt die Begriffsbestimmung zum „Thema“ bei Luhmann nicht auf S. 176, und inhaltlich ist zumindest zu diskutieren, ob die zitierte Aussage mit der Luhmann'schen Themendefinition zu decken ist:

„Sie [Themen] repräsentieren die Fremdreferenz der Kommunikation. Sie organisieren das Gedächtnis der Kommunikation. Sie bündeln Beiträge zu Komplexen des Zusammengehörigen, so daß in der laufenden Kommunikation erkennbar ist, ob ein Thema beibehalten und fortgesetzt oder ob es gewechselt wird. Auf thematischer Ebene kommt es deshalb zu einer laufenden Abstimmung von Fremdreferenz und Selbstreferenz innerhalb der systemeigenen Kommunikation. [...] Ein Thema wie

AIDS ist nicht ein Eigenprodukt der Massenmedien. Es wird von ihnen nur aufgegriffen, dann aber in einer Weise behandelt und einer Themenkarriere ausgesetzt, die sich aus den Krankheitsbefunden und auch aus der Kommunikation zwischen Ärzten und Patienten nicht erklären läßt.“ (Luhmann, 1996, S. 28)

Auch weitere Begriffsbestimmungen von Themen als „Realitätsausschnitte“ (Luhmann, 1996, S. 121) oder gegen Schluss des Buchs vielleicht als eine Art Issue (vgl. Luhmann, 1996, S. 181) haben wenig mit der ersten Begriffsbestimmung Leiners zu tun.

Es wäre natürlich unfair, ein ganzes Buch mit einer mangelhaften Begriffsbestimmung in der Einleitung gleich als unbrauchbar zu bezeichnen, aber die folgende Definitionsarbeit im Theoriekapitel mit einer Unterteilung in Themen im engeren Sinne (politische Streitfragen, Issues; S. 4) und Themen im weiteren Sinne (Kategorien mit strukturierender Funktion; S. 5), mit Beispielen (Gentechnik, wirtschaftlicher Aufschwung, Schere zwischen Arm und Reich, Finanzkrise, Jugendarbeitslosigkeit, staatliche Überwachung, Kontrolle von Finanzmärkten, ...; S. 5-8), mit einer hierarchischen Systematisierung in Ober- und Unterthemen, die in Fußnote 14 gleich als „nicht ganz korrekt“ (S. 9) zurückgenommen wird, die Ergänzung des Begriffs durch „Themenkategorien“ (S. 13) und „Themenlabels“ (14) oder die inhaltliche Unterfütterung über den Gehalt und den Inhalt von Themen (S. 6-8) bringt kaum mehr Klarheit – eher im Gegenteil. Die Arbeit gipfelt nämlich in folgender Arbeitsdefinition: „Ein *Thema im weiteren Sinne* ist eine öffentliche, sozial konstruierte Kategorie zur nicht-exklusiven Einordnung von Ereignissen, Akteuren, Interpretationen, Werten und vielen weiteren Bestandteilen (Objekten) der Medienberichterstattung, einschließlich anderer Themen. (S. 13) Vermutlich sind mit letzterer Nennung dann Themen im engeren Sinne gemeint, also politische Streitfragen oder Issues. Eine Aufteilung in einen engeren Sinn und einen weiteren Sinn, wie sie im Buch von Leiner auch für andere Fachbegriffe wie Einstellung, veröffentlichte Meinung, öffentliche Meinung und Medienwirkung verwendet wird, ist wissenschaftlich insbesondere vollkommen unbrauchbar, wenn sie nicht durchgehalten wird. Es überrascht wenig, dass aktuellere Forschungs- und Definitionsarbeiten der Medieninhaltsforschung, die es sowohl im Nachgang an die zitierte Arbeit von Downs (1972) in den USA gab als auch in Deutschland nach der Dissertation des Verfassers der Rezension (Kolb,

2005) von Burkhardt (2006) oder zuletzt Waldherr (2012), gar nicht erst rezipiert werden.

Es ist eigentlich müßig, über den empirischen Teil nach einer solchen „Theoriearbeit“ noch Worte zu verlieren, zumal das Buch mit diesem Fokus bereits besprochen und gewürdigt wurde (Geis, 2016). Eine solche Würdigung hat es in den Augen des Verfassers dieser Rezension allerdings auch nicht wirklich verdient, wenn man sich die immerhin selbst kritisch gesehenen unterirdischen Reliabilitätswerte und statistischen Stichproben- sowie Messfehler betrachtet.

Die „Stabilität öffentlicher Meinung“ ist ein weiterer Beleg für einen notwendigen Abgang auf den Springer VS Verlag, der Texte offenbar weder lektoriert noch inhaltlich prüft, bevor Bücher daraus entstehen. Einen besonderen Beigeschmack bekommt das Buch, weil hier die Lobhudelei der eigenen Geschäftstätigkeit bei einem Online-Befragungsunternehmen mit wissenschaftlichen Weihen versehen wird. Dies zeigt sich besonders peinlich an der Fußnote 70, in der der Verfasser die eigene – vermutlich kommerzielle – Entwicklung eines Panels als „sehr gute Idee“ adelt (S. 85). Das geschieht mit einem Kennwert, bei dem ohne Angabe von Quellen auch mit stichprobenartigen Recherchen im Internet nicht einmal ausgeschlossen werden kann, dass dieser erfunden ist.

Steffen Kolb

Literatur

- Burkhardt, Steffen (2006): Medienskandale. Zur moralischen Sprengkraft öffentlicher Diskurse. Köln: Halem.
- Downs, Anthony (1972): Up and Down with Ecology-the Issue-Attention Cycle. In: Public Interest, Summer/1972, S. 38–50.
- Geis, Stefan (2016): Buchbesprechung Leiner, Dominik J.: Stabilität öffentlicher Meinung. Wie der Charakter einer Streitfrage den Einfluss der Medien begrenzt. In: Publizistik 2/2016, S. 343–345.
- Kolb, Steffen (2005): Mediale Thematisierung in Zyklen. Theoretischer Entwurf und empirische Anwendung. Köln: Halem.
- Luhmann, Niklas (1996): Die Realität der Massenmedien. 2., erw. Aufl., Opladen: Westdt. Verlag.
- Waldherr, Annie (2012): Die Dynamik der Medienaufmerksamkeit. Ein Simulationsmodell. Baden-Baden: Nomos.

Olaf Sanders, Anja Besand, Mark Arenhövel (Hrsg.)

Ambivalenzwucherungen

Breaking Bad aus bildungs-, kultur- und sozialwissenschaftlichen Blickwinkeln

Köln: Halem 2016. – 216 S.

ISBN 978-3-86962-183-8

Die Serienforschung boomt – auch außerhalb der Medienwissenschaft. Immer mehr Bücher erscheinen; insbesondere solche zu US-amerikanischen Serien, die dem Quality TV zugeordnet werden. Hier reiht sich auch der von Olaf Sanders, Anja Besand und Mark Arenhövel herausgegebene Band „Ambivalenzwucherungen“ ein, der die AMC-Serie *Breaking Bad* (2008–2013) aus Sicht der Bildungs-, Kultur- und Sozialwissenschaft analysiert. Insbesondere stehen dabei moralische/ethische Fragestellungen im Mittelpunkt. So gesehen handelt es sich um eher klassische Serienforschung, die nur selten Fragen, Probleme und Aspekte der neueren medien(kultur)wissenschaftlichen Serialitätsforschung berühren.

Die Herausgeber beschreiben in ihrer kurzen Einleitung *Breaking Bad* als eine vielschichtige Serie, die einen „guten Nährboden“ (10) für Ambivalenzen abgibt. *Breaking Bad* und andere als Qualitätsserien bezeichnete Produktionen zeichneten sich dadurch aus, „dass sie mehrere Zuschauerperspektiven und verschiedene Zugänge eröffnen und auf diese Weise unterschiedliche Lesarten ermöglichen, ohne dabei eine ‚richtige‘ Lesart zu privilegieren“ (ebd.). Ein Befund, der schon von den *Cultural Studies* allgemein für Populärkultur und die (kreative) Aneignung popkultureller Gegenstände in Anschlag gebracht wurde. Anhand der „Uneindeutigkeiten, Ambiguitäten und Dilemmata“ will der Band „erkunden, wieso diese Serie als avanciertes kulturindustrielles Produkt ebenso funktioniert wie als populäres Kunstwerk“ (ebd.). Dies macht er eher implizit, da das Spannungsverhältnis Kulturindustrie und/oder Kunstwerk im weiteren Verlauf nicht weiter aufgerufen, theoretisch reflektiert oder analytisch bestimmt wird. So muss man sich auch hier seine eigene Lesart suchen – wobei die „Vorzugslesart“ der Herausgeber recht deutlich sein dürfte.

Insgesamt versammelt der Band neun Beiträge – dabei ist der erste (und längste) wenig mehr als eine (überlange), auf die Nebenfigur Jesse Pinkman perspektivierte Inhaltsangabe der Serie, die die Bildungsprozesse dieser Figur „kartieren“ (14) will. Daneben finden sich Texte zu dem oft vernachlässigten Thema Musik/Sound-

design, zu erzählerischen Verfahren der Zuschaueradressierung, zur Rolle von Wissenschaft und wissenschaftlicher Vernunft in der Serie, zu gesellschaftstheoretischen Reflexionen über Ressentiments und „die Möglichkeitsbedingungen eines glücklichen Lebens im Zeitalter des Neoliberalismus“ (175), zur Einsetzbarkeit von Fernsehserien wie *Breaking Bad* oder *House of Cards* in der (politischen) Bildungsarbeit – und immer wieder zu moralischen/ethischen Fragen. Ein deutlicher Fokus liegt dabei auf der moralphilosophischen Begründbarkeit von Walt Whitemans Handeln, d. h. der Hauptperson, der sich sterbenskrank vom biederem Lehrer, Ehemann und Vater zu einem skrupellosen Drogenproduzenten und -händler entwickelt.

Die konzeptionelle „Einengung“ auf eine Serie, die aus unterschiedlichen Perspektiven analysiert wird, bedingt dabei einige Redundanzen. So werden bspw. der Serienplot und die gleichen Schlüsselszenen immer wieder zum Teil ausführlich beschrieben, Aussagen zur Serie und Zitate wiederholen sich, Argumentationen ähneln sich. Dafür aber gelingt es dem Band recht anschaulich, die unterschiedlichen Sichtweisen und Zugänge herauszuarbeiten.

Christian Hißnauer

Christiana Schallhorn

Kultivierung durch Sportereignisse

Zum Einfluss der Medienberichterstattung über die Fußballweltmeisterschaft 2014 auf die Wahrnehmung des Gastgeberlandes Brasilien
Köln: Halem, 2017. – 234 S.

(Reihe Sportkommunikation; 14)

ISBN 978-3-86962-250-7

Gemessen an ihrer Reichweite sind Fußballweltmeisterschaften Medienereignisse, die große Teile der Bevölkerung in ihren Bann ziehen. Daher erscheint es plausibel, hier nach gesamtgesellschaftlichen Medienwirkungen zu suchen. Finden diese Ereignisse an Orten statt, zu denen meist wenig direkte Erfahrung existieren, kann davon ausgegangen werden, dass die Medienberichterstattung eine recht große Prägnanz auf die Vorstellungsbilder über das Ereignis und den Ereignisort hat. Vor diesem Hintergrund geht Schallhorn der Frage nach, ob die Berichterstattung zur Fußballweltmeisterschaft 2014 in Brasilien Rezipientenvorstellungen über das Gastgeberland kultiviert.

Im Kontext von internationalen Sportereignissen wird nicht nur über den Wettkampf selbst, sondern auch über die teilnehmenden

Länder sowie über das Gastgeberland berichtet. Diese Berichterstattung scheint häufig stereotyp und verzerrt in Bezug auf die Darstellung von Geschlechtern, Ethnien oder Nationen. Mediale Sportereignisse werden nach wie vor hauptsächlich über das Fernsehen wahrgenommen. So erzielt noch nicht einmal das Fernsehduell der Kanzlerkandidaten vergleichbare Reichweiten wie Spiele der deutschen Fußballnationalmannschaft (der Männer). Daher vermutet Schallhorn, dass sich mediale Sportereignisse besonders gut dazu eignen, die Kultivierungshypothese von Gerbner und Gross im klassischen Sinne zu überprüfen.

Vor dem Hintergrund eines sich ausdifferenzierenden Mediensystems wurde zuletzt eine Grundannahme der Kultivierungshypothese, der einheitlichen Fernsehbotschaft, infrage gestellt. Aufgrund des hohen Stellenwertes von medialen Sportereignissen erscheint es jedoch plausibel, dass zumindest in diesem Umfeld ein einheitliches Fernsehbild entsteht, das ein großes Publikum findet.

Die Autorin stellt ihre Studie in die Tradition der klassischen Kultivierungsforschung im soziologischen Sinne. Dabei arbeitet sie den theoretischen Hintergrund und Forschungsstand sehr sorgfältig auf und setzt sich kritisch mit neueren Studien zur genrespezifischen Kultivierung auseinander. Zudem bemängelt sie völlig zu Recht, dass viele Studien, die das Etikett der Kultivierungshypothese nutzen, zentrale Annahmen nicht prüfen. So wird häufig auf die „Message System Analysis“ verzichtet, die Schallhorn für einen integralen Bestandteil der Kultivierungsforschung hält.

Als weiteren relevanten Forschungsstrang identifiziert die Autorin Studien zur Berichterstattung über (internationale) Sportereignisse, insbesondere über Olympische Spiele und Fußballweltmeisterschaften. Diese Studien belegen häufig Verzerrungen in Hinblick auf Geschlecht oder Herkunft der SportlerInnen und lassen zum Teil nationalistische Tendenzen in der Erfolgs- bzw. Misserfolgsattribution erkennen. Schallhorn weist aber auch darauf hin, dass nicht jede Über- bzw. Unterrepräsentation von soziodemographischen Gruppen eine Verzerrung durch die Medien sein muss, sondern real existierende Ungleichgewichte widerspiegelt.

Auf Grundlage ihrer theoretischen Vorarbeiten formuliert Schallhorn neun Forschungsfragen und drei Hypothesen, die den empirischen Teil ihrer Arbeit leiten. Da sich die Autorin in Gerbners Tradition sieht, kombiniert sie eine Inhaltsanalyse (Message System Analysis) mit einer Panelbefragung, die es erlauben

soll, Einstellungsänderung kausal zu untersuchen. Die ersten sechs Forschungsfragen zielen vor allem auf deskriptive Aspekte der Berichterstattung, während Forschungsfragen 7 bis 9 und die drei Hypothesen die Kultivierungseffekte im engeren Sinne adressieren. Das empirische Design gestaltet Schallhorn vorbildlich. Vor der eigentlichen Erhebung führt sie eine Vorstudie während des Confed-Cups 2015 in Brasilien durch, deren Befunde sie sehr umfangreich dokumentiert. Hauptsächlich soll diese Vorstudie der Optimierung der Hauptstudie dienen und liefert daher einen geringen Beitrag zur Beantwortung der Forschungsfrage.

Schallhorn legte die zwei Wellen der Panelbefragung um die Fußballweltmeisterschaft herum. Die erste Welle stellt die Nullmessung dar, zu der die Befragten kaum (mediale) Erfahrung mit Brasilien gemacht haben. Während der Fußballweltmeisterschaft sammelt sie Material für eine großflächige Inhaltsanalyse der Berichterstattung, die sie leider erst nach der zweiten Befragungswelle auswertet. Das Mediensample ist sehr breit, es umfasst nicht nur die übertragenen Fernsehsender, sondern auch Print, Hörfunk und Internetmedien. Die zweite Panelwelle ist dann unmittelbar nach der WM ins Feld gegangen, um Einstellungsänderungen über Brasilien zu dokumentieren und mit der Berichterstattung in Beziehung zu setzen. Das methodische Vorgehen dokumentiert Schallhorn akribisch, bis hin zu Details aus der Codiererschulung und der Rekrutierung von Befragten. Dies mag für Studierende, die vor dem Problem stehen, eine eigene Erhebung für Abschlussarbeit zu konzipieren, durchaus hilfreich sein.

In ihrer Ergebnisdarstellung folgt die Autorin einer einfachen, nachvollziehbaren Logik: Zunächst stellt sie Befunde im Aggregat und dann im Detail bzw. auf der Individualebene dar. Die Erhebungsinstrumente zu den Einstellungen im Fragebogen sind auf die Kategorien der Inhaltsanalyse abgestimmt, was die Verknüpfung der beiden Erhebungsinstrumente erheblich vereinfacht. Gleichwohl ist die Kombination aus Inhaltsanalyse und Befragung nicht ganz so außergewöhnlich, wie Schallhorn behauptet, v. a. wenn man Studien jenseits der Kultivierungshypothese zur Kenntnis nimmt.

In ihrer Kultivierungsanalyse weist sie im Aggregat Einstellungsänderungen nach, die im Wesentlichen im Einklang mit dem Medienbild über Brasilien stehen. Leider unterbleibt eine solide statistische Absicherung dieser Befunde. Auf der Individualebene verlieren sich die Effekte, d. h. die Nutzung einzelner Medien steht

nicht mit Kultivierungseffekten in Verbindung. Mit Maurer argumentiert sie, dass bei homogener Berichterstattung die Wirkung einzelner Medien auch gar nicht nachweisbar sei (S. 181). Gleichwohl schließt ihre Arbeit mit einer ausführlichen Diskussion von möglichen Gründen, warum Effekte auf der Individualebene ausbleiben, als müsse sie sich für das Ausbleiben von Effekten rechtfertigen. Dabei könnte es durchaus sein, dass der gewählte Untersuchungsgegenstand sich für eine Überprüfung der Kultivierungshypothese schlichtweg nicht eignet: Da primäre Erfahrungen zu Brasilien fehlen, können sich Einstellungen in erster Linie auf der Basis medialer Information bilden. Daher sind Unterschiede zwischen Viel- und Wenigsehern vielleicht auch gar nicht zu erwarten.

Trotz einiger Schwächen im empirischen Teil ist die Studie von Schallhorn lesenswert, nicht zuletzt, weil die Kultivierungshypothese in den letzten Jahren offenbar an Popularität verloren hat und sie einen wichtigen Impuls liefert, diesen Forschungsstrang wiederzubeleben.

Reimar Zeh

Thomas Steinmaurer

Permanent vernetzt

Zur Theorie und Geschichte der Mediatisierung

Wiesbaden: Springer VS, 2016. – 403 S.

(Reihe: Medien – Kultur – Kommunikation)

ISBN 978-3-658-04510-4

Die mediensoziologische sowie medien- und kommunikationswissenschaftliche Forschung zur mobilen Konnektivität hat derzeit Konjunktur, und die Vielzahl an Studien ist international kaum zu überblicken. Die konkreten Forschungsprämissen variieren je nach disziplinärem Zugang und Erklärungsansprüchen. Digitale mobile Vernetzungstechnologien sind kaum noch komplementäre, sondern zunehmend primäre Kommunikationssysteme im Alltag, die universell und ubiquitär genutzt werden. Sie interessieren kommunikationswissenschaftlich nicht zuletzt aufgrund ihrer vielfältigen Möglichkeiten der Transformation, der Konvergenz und Hybridität. Zugehörige Anwendungen und Kommunikationspraktiken verändern sich in rasantem Tempo, was stets eine voraussetzungsvolle Analyse von Affordanzen sowie individueller, kollektiver und kollaborativer Nutzungsweisen impliziert.

Die starke Verbreitung und permanente Nutzung der Vernetzungstechnologien eta-

blierte – so die Ausgangsbeobachtung des Kommunikationswissenschaftlers Thomas Steinmaurer – ein neues technokulturelles Dispositiv der Kommunikation und Konnektivität, das es mittels der Metatheorie der Mediatisierung und auch des Konzeptes der kommunikativen Figurationen näher zu beschreiben und zu deuten gilt. Es wird von ihm einerseits der Versuch unternommen, das „Theoriefeld bezogen auf Prozesse konnektiver und mobiler Kommunikation weiterzuentwickeln. Andererseits sollen mit Bezügen zur Dispositivtheorie aktuell sich vollziehende Interdependenzen und Phänomene des medialen und gesellschaftlichen Wandels kritisch hinterfragt werden“ (S. 3). Hierbei sind dem Autor Bezüge zur Materialität von Medien und die sich verändernden Mensch-Maschine-Interaktionen von besonderer Bedeutung. Ferner werden dominante Einflusskräfte und Machtstrukturen identifiziert, die sich im Dispositiv mediatisierter Konnektivitäten finden lassen. Phänomene der mobilen Dauervernetzung betrachtet er unter normativen Perspektiven von Chancen und Risiken, wobei insbesondere Fragmentierungseffekte und Entbettungserscheinungen der Individuen angenommen werden. Daneben ist es Steinmaurer ein Anliegen, Neustrukturierungen im Hinblick auf Arbeit und Berufskontexte, Zeit(erleben und -management), Privatheit und Öffentlichkeit sichtbar zu machen.

Die Habilitationsschrift ist in drei übergeordnete Teile gegliedert, die insgesamt acht übersichtliche Kapitel umfassen: Zunächst (I) widmet sich der Autor der Theorie der mediatisierten Konnektivität, die auf die Theorie der Mediatisierung und zugehörige Forschungsansätze aufbaut. Des Weiteren beschreibt er medienhistorisch sowie sozialtheoretisch verschiedene Phänomene der Mobilität und Konnektivität, wobei er die „mobile Individualisierung“ als Kernprozess der Mediatisierung verstanden wissen will (S. 89f.). Aufgezeigt werden anschaulich neue Zeit-, Raum- und Ortskonzepte, die einerseits eine gewisse Flexibilisierung mit sich bringen und andererseits mit Zwängen und Abhängigkeiten einhergehen sowie neue Repräsentanzen konfigurieren.

Der Autor führt im Weiteren in die Aneignungs- und Domestizierungsforschung ein und erörtert Probleme der Hybridisierung von öffentlichen und privaten Mediennutzungskulturen, die nicht erst mit Smartphones aufkamen. Eine „mobile Domestizierung“ (S. 129) verlangt – so Steinmaurer – nach einer Anpassung und Erweiterung genannter klassischer Konzepte. Das Zuhause stellt für ihn nach wie vor eine wichtige Basis der Medienaneignung dar,

aber mobile Nutzungsstrategien von Technologien und Dauervernetzung gilt es in ein triadisches Modell (S. 143) einzuflechten, das den Zusammenhängen von „hybrider Multilokalität“ sowie Prozessen von „mobiler Privatisierung“ und „mobiler Individualisierung“ angemessen gerecht werden soll.

Im Weiteren (II) zeichnet Steinmaurer die historische Entwicklung mediatisierter Konnektivitäten nach, wobei er eine integrative Perspektive präferiert. Mit Verweis auf die Mediatisierungstheorie fokussiert er insofern auf die „Interdependenzgeschichte des medialen, kommunikationstechnologischen und gesellschaftlichen Wandels“ (S. 157) und setzt sich sogleich kritisch mit gängigen kommunikationshistorischen Ansätzen auseinander. Im Mittelpunkt steht die Konstruktionsleistung der Wechselverhältnisse von Technik und Gesellschaft, wobei es vor allem um die Funktionen, den Stellenwert und die gesellschaftliche Relevanz von Technik und die Herausbildung soziotechnischer Praktiken geht. In diesem Kontext diskutiert Steinmaurer kritisch-konstruktiv u. a. die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) und die Science and Technology Studies (STS). Es folgen Kapitel, die en detail die Entwicklung von Sprache und Schrift, Buchdruck, Printmedien, Fotografie und Film beschreiben. Ziel ist es dabei, Mediatisierungsstufen resp. Innovationschübe zu identifizieren. Mit der soziotechnischen Geschichte und der Mobilisierung der Telefonie wird schrittweise und plausibel zur heutigen Praxis der mediatisierten Konnektivität übergeleitet.

Zuletzt (III) werden von dem Autor essenzielle Forschungsprobleme/-desiderata benannt, die sich durch die Komplexität und die Dynamiken medialer und kultureller Transformationsprozesse ergeben. Schließlich werden gesellschaftliche Herausforderungen formuliert und medienanthropologische Fragestellungen, die um verschiedene soziale Phänomene und Forschungsthemen kreisen. Beispielhaft sind hier die Schlagworte „Big Data“, „Überwachung“, „Recht auf Selbstbestimmung und Privatheit“ sowie „digitale Nervositäten“ angeführt.

Das vorliegende Werk leistet einen überaus wichtigen Beitrag zur gegenwärtigen Theoriediskussion um vielfältige Mediatisierungsprozesse und insbesondere die mobile Konnektivität, die die moderne Gesellschaft, aber auch die Wissenschaft nicht nur temporär fordern wird. Die Geschichte der Mediatisierung (inklusive ihrer Theorieansätze) und der zugehörige aktuelle Forschungsstand sind gewinnbringend auch für die Entwicklung eines eigenen

Modellvorschlages aufgearbeitet worden. Es gibt reichlich Anknüpfungspunkte sowohl für die Theorie(weiter)entwicklung als auch für die praktische Erforschung mobiler Medien(technologien), Anwendungen, ihrer Aneignung sowie Partizipations- und Vernetzungspraktiken. Die Konturierung eines Dispositivs Mediatierter Konnektivität hat noch einen eher vorläufigen Charakter, aber dennoch kann aus meiner Sicht das Konzept für die Empirie und für interdisziplinäre Forschungszusammenhänge von großem Wert und Nutzen sein.

Dagmar Hoffmann

Sascha Trültzsch-Wijnen / Alessandro Barberi / Thomas Ballhausen (Hrsg.)

Geschichte(n), Repräsentationen, Fiktionen

Medienarchive als Gedächtnis- und Erinnerungsorte

Köln: Herbert von Halem Verlag, 2016. – 217 S.

(Jahrbuch Medien und Geschichte; 3)

ISBN 978-3-86962-221-7

Der durch die Arbeiten von Aleida und Jan Assmann bekannt gewordene Begriff des kulturellen Gedächtnisses ist längst im offiziellen Sprachgebrauch angekommen. Er umfasst denjenigen Bestandteil unseres Vergangenheitsbezugs, der nicht mehr durch lebendige Erinnerungen von Zeitzeugen gewährleistet werden kann, sondern durch Rückgriff auf überlieferte Texte, Bilder und Töne – also auf Medien im weitesten Sinne. Um diesen Bezug gewährleisten zu können, sind Institutionen wie Medienarchive von herausragender Bedeutung. Sie speichern nicht nur vergangenes Wissen in Form archivierter Medienangebote, sie stellen es auch für zukünftige Verwendung bereit. Medienarchive nehmen daher eine wichtige Funktion als Gedächtnis- und Erinnerungsorte ein.

Diesem Zusammenhang widmete sich die 45. Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte, die 2015 in Zusammenarbeit mit der Zeitschrift „Medienimpulse“ in Wien stattfand. Das Buch „Geschichte(n), Repräsentationen, Fiktionen. Medienarchive als Gedächtnis und Erinnerungsorte“ dokumentiert diese Tagung, auf der einige wichtige Themen, Debatten und Analysen im Spannungsfeld von konkreter Archivarbeit, mediatierter Geschichte und der Medialität der Geschichtsschreibung selbst zur Sprache kamen. Der Pluralität dieser Ansätze entsprechend, kann das Buch keinen gesamten Überblick über das Forschungsfeld bie-

ten. Es spricht aber zahlreiche Debatten an, macht neugierig auf weitere Diskussionen zum Thema und klärt auf über den aktuellen Stand im juristischen und politischen Bereich.

Das Buch ist in vier Abschnitte gegliedert, die eine jeweils unterschiedliche Perspektive auf das Tagungsthema einnehmen. Im ersten Teil werden „Theoretische Perspektiven für Archive und [das] Archivieren“ diskutiert, indem einige wichtige Rahmenbedingungen in den Blick genommen werden. Am Beispiel von Rundfunkarchiven beschreibt Leif Kramp aus der Sicht eines Wissenschaftlers Probleme der Zugänglichkeit von Medienarchiven und juristische Hürden. Ein großes Problem sieht er darin, dass Rundfunkarchive sich in erster Linie als Arbeits- und Produktionsarchive begreifen. Damit erfüllen sie in vielerlei Hinsicht Aufgaben der Erinnerung – sei es durch nostalgische Wiederholungen im Programm, sei es durch alte Aufnahmen, die in neuen Produktionen wiederverwendet werden. Doch gerade mit Blick auf den Einsatz historischer Medienangebote in Forschung und Lehre gebe es trotz einiger Verbesserungen bislang nur schwer überwindbare Hürden, wie einen vollkommen uneinheitlich geregelten Zugang zu Archiven und Materialien sowie das komplizierte Urheberrecht im Hinblick auf die nicht-kommerzielle Nutzung von Archivbeständen. Mindestens mit Blick auf öffentlich-rechtliche Archive plädiert Kramp daher für eine „Erweiterung des Programmauftrags“ (33), der die Bedeutung von Rundfunkarchiven für unser kulturelles Erbe stärker einbeziehen müsse; ggf. auch unter Berücksichtigung dafür notwendiger Kosten bei der Ermittlung des Rundfunkbeitrags durch die Kommission zur Ermittlung des Finanzbedarfs der Rundfunkanstalten (KEF).

Im zweiten Teil des Buches gerät die „Praxis und Verantwortung von Archiven“ in den Blick, indem drei Archivarinnen und Archivare aus Deutschland, Österreich und der Schweiz ihre Sicht auf die Arbeit in Medienarchiven beschreiben. Gabriele Fröschl von der Österreichischen Mediathek etwa problematisiert, dass im Zeitalter der Digitalisierung die Möglichkeiten dauerhafter Aufbewahrung zunehmend schwieriger werden: nicht nur verschiedene Medienformate, auch ihre Abspiegelgeräte unterliegen einem immer schneller werdenden Abnutzungsprozess. Archivierung könne dann nicht mehr als passiver Vorgang der Informationsanhäufung verstanden werden, vielmehr müsse man – ob gewollt oder nicht – aufgrund begrenzter personeller und finanzieller Ressourcen stets auch aktiv entsammeln: „Jede Entscheidung für die Aufnahme eines Samm-

lungsbestandes in die digitale Langzeitarchivierung eines Archivs ist in gewisser Weise auch die Entscheidung gegen einen anderen Sammlungsbestand“ (56).

Im dritten Abschnitt des Buches geht es um „Erzählte Geschichte in Radio, Film und Fernsehen“, also gewissermaßen um die Frage, wie aus Geschichte eigentlich Geschichten werden. Dabei nehmen fiktionale filmische Formen der Erinnerung einen besonderen Schwerpunkt ein, wobei mit Christiane Quandts Aufsatz zu „Argentinesische[n] Radio Sounds als fiktionale und dokumentarische Orte der Erinnerung“ innerhalb des Kurzromans *Cómo me hice monja* von César Aira auch die Bedeutung von Klang für fiktionale, literarische Texte herausgearbeitet wird. Wenn die Fiktionalisierung der Geschichte auch ein wichtiger Punkt ist, wäre an dieser Stelle eine stärkere Auseinandersetzung mit dokumentarischen Formaten wünschenswert gewesen. Wie fiktionale Medienangebote und die Geschichtsschreibung selbst, sind auch faktuale Medienangebote zwar einer erzählenden Ordnung unterworfen. Dennoch dürften viele Rezipienten Medienangeboten wie dokumentarischen Filmen und Fernsehsendungen nach wie vor eine stärkere Authentizität zusprechen als offenkundig fiktionales Erzählen wie Spielfilmen. Außerdem hängen gerade solche Medienangebote von der Aufbewahrung und Verfügbarmachung ihrer Quellen in Medienarchiven ab: Visuelle Quellen wie Filmdokumente und Fotografien bilden ein elementares Gestaltungsmittel von faktualen Erzählungen wie Dokumentarfilmen. Die Verschränkung zwischen medienarchivarischer Arbeit und erzählter Geschichte hätte mit Blick auf das Thema des Buches in diesem Abschnitt deutlicher werden können.

Es ist daher ein spannender Aspekt dieses Bandes, dass im vierten und letzten Abschnitt die Erinnerungsarbeit mit „alltagsnahe[n] Quellen“ in den Fokus gerät. Dass damit längst nicht mehr nur analoge, historische Dokumente und Artefakte gemeint sind, sondern auch digitale, zeigt anschaulich Yulia Yurtaeva's Artikel über „Private Internetplattformen als Medienarchive“. Yurtaeva beschreibt, inwiefern privat betriebene Online-Archive aufgrund ihrer besseren Zugänglichkeit gegenüber wissenschaftlichen und staatlichen Institutionen längst einen Status von „Transfer-Quellen“ eingenommen haben, die als Sprungbrett zu weiterführender wissenschaftlicher Literatur genutzt werden. Solche Medienangebote sind aber häufig nicht nur anschaulicher aufbereitet als ihr wissenschaftliches Pendant, sondern sie betreten oft auch thematisches Neuland. Zu Recht plädiert

Yurtaeva daher für eine stärkere Regelung zur Einbindung solcher Quellen in den Wissenschaftskontext, damit dies nicht länger – wie uns allen am Beispiel Wikipedia bekannt – im Verborgenen geschehen müsse.

Die Digitalisierung stellt also nicht nur Herausforderungen an die Arbeit der Archivarinnen und Archivare, sie hat auch neue Möglichkeiten der Archivierung hervorgebracht. Berücksichtigt man, dass auch Internetseiten längst als virtuelle Archive benutzt werden, bleibt schließlich eine wichtige Frage nur am Rande berücksichtigt: „Wer archiviert das Internet?“ (So lautete der Titel einer Diskussionsrunde im Rahmen der Konferenz „Zugang gestalten“ am 18.11.2016 in Berlin; nachzuerfolgen auf <https://vimeo.com/192979645>.)

Götz Lachwitz

Katarina Werneburg

Print is ‚easy‘, Online is ‚tough‘

Eine psychophysiologische Untersuchung zur mentalen Beanspruchung durch crossmediale Angebote

Glückstadt: Verlag Werner Hülsbusch, 2016. – 358 S.

(Reihe Medienwirtschaft)

ISBN 978-3-86488-094-0

(Zugl.: Leipzig, Univ., Diss., 2015)

In Anlehnung an die Fernsehstudie von Gavriel Salomon „Television is ‚easy‘ and Print is ‚tough“ – die in aktualisierender Abwandlung auch titelgebend für die Dissertation war – stellt Katarina Werneburg in ihrer Dissertation die Frage, ob sich für die drei Medienformate „gedruckte Zeitung“, „Online-Zeitung“ und „Tablet-Zeitungs-App“ „Unterschiede in der Aktivierung und mentalen Beanspruchung“ (19) nachweisen lassen. Der zentrale Begriff der „mentalen Beanspruchung“ wird ausführlich theoretisch hergeleitet (Kapitel 3) und für die Studie mittels der Parameter Hautleitfähigkeit, Pulsfrequenz und Blickbewegungen definiert (Kapitel 4), woraus sich dann die methodische Architektur des Forschungsdesigns ergibt: Die Rezeption des medialen Gegenstandes – die Printausgabe, die Online-Ausgabe und die Tablet-App der Zeitung „Die Welt“ – wird erfasst durch eine Pulsfrequenz- und eine Hautwiderstandsmessung (Biofeedback 2000, Version 2.0) sowie eine Blickaufzeichnung (TOBII GLASSES). Ergänzt werden diese experimentellen Verfahren durch einen Fragebogen zu soziografischen Daten und zur Mediennutzung,

einen Erinnerungstest (Multiple Choice-Test zu Überschriften aus dem Stimulusmaterial) sowie eine nachträgliche Kommentierung der eigenen Blickdaten, die als „lautes Denken“ bezeichnet wird.

Die Parallelität der verschiedenen Erhebungsverfahren und der verschiedenen Medienformate ermöglicht für die Datenauswertung eine hohe Anzahl an Vergleichsmöglichkeiten. Diese wird noch dadurch erhöht, dass auch nach Digital Natives und Digital Immigrants, Lesern und Nicht-Lesern, Geschlecht und Bildungsgrad differenziert wird, was zwar zu einer Vielzahl von Befunden führt, dem Leser aber auch hohe Lektüretoleranz abverlangt.

Die Verfasserin bescheinigt ihrer Untersuchung selbst explorativen Charakter, was in verschiedener Hinsicht zutreffend ist. Eine Auswertung von 76 Probanden, davon 56 mit Blickdaten (je 17 Print und Online und 22 Tablet-App), ist im Hinblick auf den hohen experimentellen Aufwand der Studie und im Vergleich mit anderen derartigen Untersuchungen durchaus beachtlich, führt aber bei einer Auswertung nach verschiedenen Variablen zu relativ kleinen Fallzahlen. Explorativ ist die Studie auch im Hinblick auf die Kombination der drei verschiedenen psychophysiologischen Erhebungsverfahren. Hier betritt sie methodisches Neuland, was allerdings auch deutlich wird, wenn die verschiedenen Datentypen aufeinander bezogen werden sollen.

Die wesentliche Ursache für diese Interpretationsschwierigkeiten liegt in der Grundproblematik indikator-basierter Introspektionsforschung, begründete, valide Zusammenhänge zwischen Stimulusfaktoren, psychophysischen Indikatoren und Rezeptionsbefunden zu finden: Was bedeutet eine erhöhte Pulsfrequenz für mentale Aktivitäten? Ist sie für die Diagnose kognitiver Beanspruchung überhaupt ein sinnvoller Indikator oder doch eher für emotionale Arousal-Zustände? Die Tatsache, dass sich für die drei Medienformate keine signifikanten Unterschiede in Bezug auf die Pulsfrequenz ermitteln lassen (169), weist darauf hin, dass dieser Parameter kaum Erklärungspotential für Rezeptionsprozesse aufweist. Dass die Hautleitfähigkeit bei den Online-Nutzern signifikant höher war als bei den anderen Formaten, mag ein Indiz für ein höheres Aktivierungsniveau sein, ohne dass damit geklärt wäre, was dieses auslöst.

Auch für die Blickerfassung gilt, dass zu wissen, wohin jemand schaut, nicht bedeutet zu wissen, was jemand sieht (Holmqvist et al. 2011). Insofern ist z. B. die Interpretation der Verweildauer auf einer Seite oder einer längeren

Lesezeit bei einem Text alles andere als eindeutig: Längere Lesezeiten können nicht nur höheres Interesse der Probanden an einer Seite oder einem Beitrag indizieren, sondern geringere Erschließungs- oder Lesekompetenz der Rezipienten oder aber mangelnde Strukturiertheit oder Lesbarkeit des Angebots.

Auch in anderer Hinsicht sind die Befunde der Studie nicht eindeutig: So wird nicht geklärt, was unter „Lesen eines Beitrags“ verstanden wird. In der Regel wird in Blickaufzeichnungsstudien zumindest zwischen Anlesen und Intensivlesen unterschieden. Da in der vorliegenden Studie als Aufmerksamkeitskriterium die „durchschnittliche Anzahl der Fixationen auf bestimmte Teile der jeweiligen Seite (Areas of Interest)“ (164) angegeben wird, muss man davon ausgehen, dass lediglich das Anschauen eines vorab definierten Bereichs erfasst wurde. Es bleibt deshalb unklar, was mit Aussagen wie „lasen alle Probanden im Schnitt 4,5 Artikel“ des Online-Angebotes der „Welt“ (246) gemeint ist. Dabei bietet eine Blickaufzeichnungsstudie im Prinzip durchaus die Möglichkeit, zwischen dem überfliegenden Scannen und dem Lesen eines Textes bzw. einer Abbildung zu differenzieren oder den Anteil des Gelesenen vom Gesamtbeitrag zu ermitteln (vgl. Bucher/Schumacher/Duckwitz 2007).

Was Blickdaten aussagen können, wird entscheidend bestimmt durch die Definition der „Areas of Interest“, also der Flächen, nach denen die Fixationen quantifiziert und verglichen werden können. In der Studie von Katarina Werneburg sind als AOIs nur ganze Beiträge definiert (Kapitel 6.1.) was möglicherweise der Messgenauigkeit des Eyetrackers geschuldet ist. Da dadurch aber Orientierungselemente wie Überschriften, Untertitel, Zwischentitel, Bilder und Bildzeilen oder Navigationselemente nicht als separate AOIs berücksichtigt werden, fehlt die Datengrundlage für eine Überprüfung von Hypothese 6, dass „sich die Nutzer alle drei Medienangebote entlang der dominanten Seitenelemente wie Überschriften, Unterüberschriften, Drop Quotes und Grafiken erschließen“ (140, 284). Bei einer durchschnittlichen Verweildauer pro Seite zwischen 26 Sekunden (Print und App) und 2:49 Minuten ist eine Berücksichtigung der ersten 5 Sekunden und eine ad-hoc-Auswertung der Blick-Videos nicht ausreichend für die Rekonstruktion von Navigationspfaden. Ob Print „easy“ und Online „tough“ ist, geht jedenfalls aus den vorliegenden Befunden nicht eindeutig hervor.

In der abschließenden Würdigung der Befunde wird das aus der Forschungslage zur mentalen Beanspruchung abgeleitete „Cogniti-

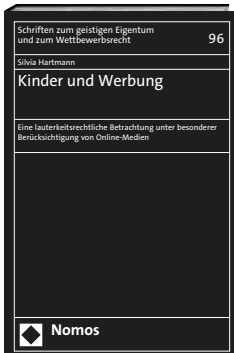
on Management Modell“ (99) nur sehr kurzrassisch gestreift (312–316). Im Vordergrund der Auswertung und Einordnung stehen nahezu ausschließlich Schlussfolgerungen für eine nutzerfreundliche Gestaltung der drei untersuchten Medienformate, die im Grunde die allgemein bekannten Standards der Mediengestaltung bestätigen: Übersichtlichkeit, Strukturiertheit, Salienzmarkierungen, eher kürzere Texte und Vermeidung dysfunktionaler Varianten auch bei der Auswahl der Darstellungsmodi. Trotz des hohen theoretischen Anspruchs bleibt die Dissertation demensprechend stark einer anwendungsorientierten Forschung verhaftet.

Hans-Jürgen Bucher

Literatur

- Bucher, Hans-Jürgen; Schumacher, Peter; Duckwitz, Amelie (Eds.) (2007): Mit den Augen der Leser: Broadsheet und Kompakt-Format im Vergleich. Eine Blickaufzeichnungsstudie zur Leser-Blatt-Interaktion. Ifra Special Report. Darmstadt.
- Holmqvist, Kenneth/Nyström, Marcus/Andersson, Richard/Dewhurst, Richard/Jarodzka, Halszka / Van De Weijer, Joost 2011: Eye tracking: A comprehensive guide to methods and measures. Oxford, Oxford University Press.

Kinderwerbung in Zeiten von YouTube, Facebook und Handyspielen



Kinder und Werbung

Eine lauterkeitsrechtliche Betrachtung unter besonderer Berücksichtigung von Online-Medien

Von RAin Dr. Silvia Hartmann

2017, 351 S., brosch., 94,- €

ISBN 978-3-8487-4513-5

eISBN 978-3-8452-8755-3

(Schriften zum geistigen Eigentum und zum Wettbewerbsrecht, Bd. 96)

nomos-shop.de/30608

Die Dissertation liefert ein umfassendes Bild, welche Herausforderungen sich für den Bereich Kinderwerbung in Zeiten des Internets ergeben. Nach einem ausführlichen nicht-juristischen Teil, erfolgt die rechtliche Analyse fokussiert auf die Punkte, die für den Schutz von Kindern tatsächlich relevant sind.



Unser Wissenschaftsprogramm ist auch online verfügbar unter:
www.nomos-elibrary.de

Portofreie Buch-Bestellungen unter
www.nomos-shop.de

Alle Preise inkl. Mehrwertsteuer



Nomos